

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 8

Artikel: Vorsehung und Vorbestimmung bei den Reformatoren
Autor: Marti, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorsehung und Vorherbestimmung bei den Reformatoren

Von Paul Marti

Die Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen zum Heil oder zum Verderben wird weithin als besonders originaler Zug im geistigen Bilde Calvins mit mehr oder weniger Entsetzen angestaunt. Man tut Calvin aber Unrecht, wenn man ihm den Vorwurf von Härte und Grausamkeit macht und dabei meint, man sei in solcher Ablehnung gedeckt durch die beiden andern Großen der Reformation, den «gemütvollen Luther» und den «schon aufgeklärteren Zwingli». Denn ein näheres Bekanntwerden mit diesen beiden andern bereitet uns die Überraschung und vielleicht sogar Enttäuschung, dass so ziemlich alles, was der Genfer Reformator in dieser Sache lehrte, bei ihnen auch zu finden ist.

Freilich äußern sich Luther und Zwingli mehr zufällig zur Frage der Prädestination. Aber wo der Anlass dazu gegeben ist, bricht ihre Überzeugung, persönlich erwählt zu sein und es mit einer Welt zu tun zu haben, wo es nach Gottes ewigem Ratschluss eine Verdammnis gibt, wie ein verborgenes Feuer plötzlich mit hellem Schein aus der Tiefe ihres Herzens und Glaubens empor. Dieses Dämonische, das bei ihnen bloß hie und da aufblitzt und dann mächtig fasziniert, ist aber bei Calvin sozusagen immer sichtbar; und es gibt seinem Charakter nun den Zug jener furchtbaren Entschlossenheit und Unheimlichkeit, der viele abstoßt. Auf Höhepunkten der Polemik und der Verkündigung lassen uns Luther und Zwingli einen Blick in ihr Bewusstsein von der Erwählung tun, und wir spüren dann, dass wir hier vor einem Ursprung ihrer Kraft, Sicherheit und Autorität stehen. Bei Calvin aber sind wir jederzeit darauf gefasst, auf die Vorherbestimmung, Erwählung und Verwerfung gewiesen zu werden; das Erlebnis ist mehr an die Oberfläche getreten, gedanklich verarbeitet, zergliedert und an einen weithin sichtbaren Ort in einer einheitlichen Lehre gestellt. Er ist nicht nur religiöse Person, die unter dem Zwange der Prädestination redet und handelt, sondern mehr als die beiden andern Theologe, dem das Erlebnis zur Lehre, zum Dogma wird.

Dieser vorläufige Eindruck soll nun im Folgenden vertieft werden; aber indem versucht wird, der Reihe nach die Stellung eines jeden zur Prädestination zu skizzieren, werden wir bei aller äußerer Gleichheit der Aussagen doch den Reichtum und die Verschiedenartigkeit der drei großen Reformatoren gewahren. Und wenn neueste Theologen (Barth, Brunner,

Gogarten) auf das übereinstimmende Zeugnis der Reformatoren in der «letzten Gipfelmöglichkeit der Prädestination» hinweisen, so soll hier gezeigt werden, wie wenig diese Übereinstimmung im Grunde besagt.¹⁾

I

Luther wurde durch Erasmus zu einer klaren Stellungnahme in dieser Frage gezwungen. Wie eine Ahnung von dem Zwiste, der zwei Jahre später losbrechen sollte, mutet eine Stelle in der *Vorrede zum Römerbrief* an (1522). Hier wird zwar nicht direkt von der Vorherbestimmung gesprochen, sondern bloß von der «ewigen Vorsehung Gottes, daher es ursprünglich fließt, wer glauben oder nicht glauben soll, von Sünden los oder nicht los werden kann.» Doch werden die Leser des Römerbriefes ermahnt, nicht wie die freveln und hochfahrenden Geister hier oben beim Abgrund der göttlichen Vorsehung anzuheben. Der Mensch, seine Sünde und seine Erlösung, steht im Mittelpunkt aller Interessen. Erst der erlöste Mensch ist imstande, in ein richtiges Verhältnis zur Vorsehung zu kommen. Für andere ist sie ein «Abgrund», für ihn aber «tröstlich». «Ohne Leiden, Kreuz und Todesnöte kann man die Vorsehung nicht ohne Schaden und heimlichen Zorn wider Gott handeln.» So ist das Thema aus pädagogischen Gründen heikel. Es berührt ein Letztes. Wohl wirkt Luther aus diesem Geheimnis heraus; aber er fängt mit gutem Grunde nicht damit an, es offenbar zu machen. Ganz von selber wird sich dem dieses Letzte erschließen, der von der Sünde zur Gnade gekommen ist.

Wie nun aber der Streit mit Erasmus losbricht, ist von solcher Zurückhaltung nichts mehr zu merken. Erasmus hatte den Angriffspunkt auf Luther so gewählt, dass er sich vor den gebildeten Humanisten möglichst wenig mit dem Katholizismus kompromittierte. So hat er seiner Ansicht nach den Streit auf dem Gebiet der Moralphilosophie begonnen und Luther in der Frage des freien Willens in die Enge zu treiben versucht. Aber da traf er ihn gerade an einer religiös empfindlichen Stelle. Luthers Gegenschrift wird zu einem der eindrucksvollsten Zeugnisse seines Glaubens.

Mit schöner Leidenschaft zeigt Luther immer wieder, dass es sich in der Frage der Willensfreiheit für ihn nicht um eine sophistische Spitz-

¹⁾ Zitiert wird für Luther namentlich *De servo arbitrio*, d. h. «Vom verknechteten Willen» in der Übersetzung von Lic. Otto Scheel; für Zwingli vertraue ich mich hier der Auswahl von Finsler, Köhler und Rüegg an; trotzdem mir nur für Calvin der lateinische Urtext der *Institutio* vom Jahre 1559 zur Verfügung steht, so hoffe ich doch, die Studie werde den Umgang mit den Quellen nicht zu sehr vermissen lassen.

findigkeit handelt, sondern um das Entweder – Oder des Glaubens. Wenn er auch dem kühlen Erasmus deutlich zu verstehen gibt, dass er die eigentlich in Frage stehenden Interessen gar nicht versteht, so weiß er ihm doch zu danken, dass er ihn gerade hier angegriffen hat. « Du allein . . . hast mir nicht zugesetzt mit jenen fremden Sachen über das Papsttum, das Fegfeuer, den Ablass und ähnliche Dinge, die vielmehr Possen als Sachen sind, mit denen bisher fast alle vergeblich auf mich Jagd gemacht haben. Du einzige und allein hast den Nerv der Sache gesehen und das Messer an die Kehle gesetzt. Dafür danke ich dir von Herzen. »

Aber was ist nun dieser Nerv der Sache? Lassen wir Luther selbst reden.

« Der freie Wille ist an und für sich bei allen Menschen das Reich des Satans. » « Der menschliche Wille ist zwischen beide gestellt wie ein Reittier. Wenn Gott sich darauf setzt, will er und geht er, wohin Gott will. Hat der Satan sich darauf gesetzt, so will er und geht er, wohin Satan will. Und es steht nicht in seinem Gutdünken, zu dem einen oder andern dieser beiden zu laufen oder den einen oder andern zu suchen; sondern sie selbst streiten darum, ihn zu gewinnen und zu besitzen. »

Gott ist allein freier Wille. Seine Macht ist grenzenlos, notwendig wirkt er darum auch im Bösen. Auch die bösen Werkzeuge dienen seiner Ehre. Warum er sie nicht ändert und sie bewegt, ist sein Geheimnis. « Für seinen Willen kann man keine Ursache und keinen Grund angeben, die ihm wie eine Regel und Meßschnur vorgeschrieben werden könnten; denn nichts ist ihm gleich oder höher als er, sondern sein Wille ist eben die Regel für alles. » Für Gott gibt es kein Sollen, nur für das von seinem schlechtweg freien Willen abhängige Geschöpf.

Was Luther zu solchen Gedankengängen bewegt, ist nun nicht etwa ein Interesse an der alten scholastischen Frage, ob Gott ein Sein, ein « esse » sei oder Wille, ein « velle ». Derartiges Schwätzen und Spinti-sieren liegt ihm fern. Er redet von seiner eigenen Erfahrung aus: er war geknechtet, nun ist er aus Gnaden und ohne sein Zutun durch den Glauben frei gemacht worden; und ein Reflex dieses Erlebnisses ist sein Wort, dass die Auserwählten glauben werden, die übrigen aber zugrunde gehen. Die Aussagen über den absoluten und souveränen Willen Gottes erheben sich deutlich erst über der Erfahrung von der Vergeblichkeit aller menschlichen sittlichen Bemühungen. Aber andererseits erhält Luther nun auch einen Gottesbegriff, der dem der « Werkheiligen » religiös weit überlegen ist. Er hat Gottesfurcht. Gott ist es, der alles in allem wirkt, in geheimnisvoller Erhabenheit erwählt und verwirft, Leben und Tod austeilt, wann

und wo er will. Weil Luther in der «Verzweiflung von Grund auf» an allem menschlichen Wesen die beseligende Erfahrung gemacht hat, dass Gott gerade den reuigen Sünder, der an sich selbst verzweifelt, annimmt, ist sein Interesse an der Prädestination ein so entscheidendes.

Demgegenüber vermag nun die vernünftige Überlegung nichts, dass ein bloßes Stützen auf die gerechtsprechende Gnade sittlich gefährlich sein müsse. Luther antwortet vielmehr auf die Frage, wer sich da noch einer Besserung befleißigen möchte: «Kein Mensch, und keiner wird es auch können; denn um deine Verbesserer, die den Geist nicht haben, kümmert sich Gott nicht, da sie Heuchler sind. Es werden aber die Ausgewählten und Frommen durch den heiligen Geist gebessert; die übrigen gehen ungebessert zugrunde.»

Für Luther führt der Weg der Ethik immer tiefer in die Verlorenheit hinein. Sie fordert immer Freiheit und Willen. Aber «die Sünde haftet keineswegs an der Haut oder an den Haaren, sondern gerade an der Vernunft und am Willen.» Es ist ein heilloses Missverständnis des gottlosen Menschen, wenn er aus dem «Du sollst» des Gesetzes die Folgerung zieht, er könne auch, wenn er wolle. Das Gesetz hat nur den Sinn, die menschliche Freiheit vollständig ad absurdum zu führen und auf Gottes Gnade und Willen aufmerksam zu machen. Wo es mehr will, da kann Luther (wie etwa im Galaterbrief) sagen: «Hört ihr, Junker Gesetz, ihr untersteht euch zu viel und wollt im Gewissen herrschen, dasselbe um der Sünde willen anklagen, dem Herzen seine Freude, die es durch den Glauben an Christus hat, wegnehmen und mich in Verzweiflung drängen, dass ich sollte verloren werden. Das gebührt euch nicht, und ihr habt dazu kein Recht. Darum so gedenke und bleibe auf deinem Mist und in deinem Stall, herrsche und bläue dich mit dem alten Esel, dem Fleische, und lass mir das Gewissen zufrieden.»

Die Ethik ist also ein vorbereitendes Stadium des Glaubens. Hat sie sich in dieser Strenge ausgewirkt, den Menschen hineingetrieben in eine «Verzweiflung von Grund auf», dann vollzieht sich ein mystischer Übergang, ein Bruch, ein Sprung. «Wer gar nicht daran zweifelt, dass alles am Willen Gottes hänge, der verzweifelt völlig an sich selbst, wählt nichts aus, sondern erwartet den Gott, der da wirkt; der ist am nächsten der Gnade, dass er gerettet wird.»

Aber jenseits dieses Bruches, über den der Glaube hinweghilft, finden wir doch nicht die Frage gelöst, welche sich aus dem Diesseits der Vernunft und Sittlichkeit erhebt: ob Gott nicht ungerecht sei, der sich der einen ohne ihr Verdienst erbarme, und andere, die ebenso wenig Willens-

freiheit besäßen, verwerfe? Aber Luthers Heilsverlangen ergreift leidenschaftlich die von außen her kommende Verheißung und lässt sich durch kein Dreinreden der immanenten Vernunft irre machen. Er hat selber Gott als erwählende Gnade erfahren, darum preist er seine Güte, ob auch andere unter seinem Zorn stehen, seine Gerechtigkeit, die sich durch souveränen Freispruch einigen mitteilt, obschon vom Menschen aus gesehen diese Auswahl ungerecht ist. Der Glaube widersteht allem Ärgernis und bewahrt in Ehrfurcht Distanz vor den Geheimnissen des göttlichen Willens.

Das ist denn auch Luthers immer wiederkehrende Antwort auf alle vernünftigen Bedenken gegen die Prädestination: Sie ist als Mysterium zu verehren. Gott kann nicht vor die Schranken des Justinianischen Gesetzes gezogen werden, er darf mehr, als was die Ethik des Aristoteles verschreibt. Speziell von der Verwerfung bezeugt der Reformator: « Ich selbst habe mehr als einmal daran Anstoß genommen, bis in die Tiefe und den Abgrund der Verzweiflung, so dass ich wünschte, niemals als Mensch geschaffen zu sein, ehe ich wusste, wie heilsam jene Verzweiflung und wie nahe der Gnade sie sei. » Wenn er auch jetzt noch empfindlich durch die Einwürfe der Vernunft gestört wird, so gilt doch die Gewissheit des Glaubens, das «Licht der Gnade», dessen Geheimnisse einmal im «Lichte der Herrlichkeit» enträtselt werden. Gilt der freie Wille, gilt nicht die Gnade und die Erwählung allein, so ist keine Heilsgewissheit mehr möglich. Um diese ist es ihm aber zu tun, für sie gibt er Vernunft und Freiheit gerne dahin; in Kraft dieser Gewissheit vermag er das Absurde zu ertragen, das im Gedanken an die Prädestination liegt. « Ich bekenne von mir, dass ich, wenn es möglich wäre, nicht möchte, dass mir ein freier Wille gegeben werde, oder etwas in meiner Hand gelassen würde, womit ich nach dem Heile streben könnte.. Denn welches Werk vollbracht wäre, immer bliebe der unruhige Zweifel, ob es Gott gefalle oder ob er noch mehr fordere, wie es die Erfahrung aller Werkheiligen beweist und wie ich zu meinem großen Unglück in so vielen Jahren zur Genüge gelernt habe. »

Dies eben ist das Verbrechen des Unglaubens, dass der Mensch an Gottes Huld zweifelt. Aber darin muss jeder notwendig stecken bleiben, der das Heil im Geringsten von menschlicher Freiheit abhängig machen will. Nur im Verzicht darauf und im Glauben an Gottes Huld liegen Erlösung und Friede. Aber auch Verzichten und Glauben sind nicht des Menschen Werk. « Da jetzt Gott mein Heil aus meinem Willen fortgenommen und in seinen Willen aufgenommen hat, ... bin ich ruhig

und gewiss, dass er treu ist und mir nicht lügen wird, auch mächtig und stark ist, dass kein Teufel, keine Widrigkeiten ihn werden überwältigen und mich ihm werden entreißen können. »

So zeigt sich Luthers Eigenart gerade in der Frage der Erwählung, deren deutlich herausgearbeitete Gegenseite die Verwerfung ist. Das Problem stellt und beantwortet sich aus persönlicher Erfahrung heraus. Es ist für ihn keine Nebenfrage, in der man in guten Treuen verschieden denken kann. « Der heilige Geist ist kein Skeptiker. » Luther ist seiner ganzen Anlage nach nicht imstande, mit dem feinen Erasmus einen Lehrtenstreit über eine dreifache Art des Willens, die Schwierigkeit einer Entscheidung über die Prädestination und dergleichen auszufechten. Hinter solcher Feinheit wittert er etwas mehr als Gelehrsamkeit, nämlich ein Unberührtsein von der Sache, die für ihn *die Sache* ist. Diese Sache aber ist die Erlösung, deren wir teilhaftig werden durch den Glauben an das, was Gott in seiner Treue für uns getan hat.

II

Es ist nicht dasselbe, wenn Luther davor warnt, nicht wie die « freveln und hochfahrenden Geister » den Verstand zum « Abgrund göttlicher Vorsehung » zu erheben, wie wenn Zwingli einem befreundeten Pfarrer schreibt: « Pass auf, bring das (von der Vorherbestimmung) nur vorsichtig und fromm vors Volk; nur wenige kommen zur Höhe eines solchen Verständnisses. » Luther warnt als Glaubender vor der Vernunft, die das Geheimnis nicht ehren kann, Zwingli als Verständiger vor dem Unverständ, der die erhabene Weisheit nicht einsieht und verkehrt auffasst.

Denn Zwingli hat ein fast naiv zu nennendes Vertrauen darauf, dass der menschliche Verstand wenigstens die Notwendigkeit der Vorherbestimmung mit logischen Schlüssen aus Gottes Wesen ableiten könne. Zwar muss auch er bei der negativen Seite der Prädestination, der Verwerfung der durch Gottes Ratschluss allein Verdammten, bekennen, dass hier ein Geheimnis walte. Aber den unangenehmen Frager fertigt er beinahe mit launigem Spott ab: « Warum dich Gott nicht gut mache, darum musst du ihn fragen; ich bin nicht in seinem Rat gesessen. » Oder gar derb: « Kein Nachtgeschirr spricht: Warum hast du mich nicht zu einem Trinkgeschirr gemacht? »

Aber ihn charakterisiert doch die Vorliebe, mit dem Schiff und den Segeln seiner Gedanken « das gewaltige Meer dieser wunderbar hohen Dinge » zu durchfahren. Er hofft, mit Vernunftgründen die – freilich für

Ihn unerschütterliche – Grundlage der biblischen Wahrheit erhärten und klären zu können. Wir möchten diesen Zug an ihm nicht vermissen. Mit seiner Würdigung der Antike ist dies doch etwas vom besten, was er aus dem Humanismus seiner Frühzeit hinübergenommen hat. Das alte Vertrauen der Scholastik auf die Vernünftigkeit und Beweisbarkeit der Offenbarungswahrheit regt sich nun in viel stärkerem Maße. Zusammen mit dem mystischen Spiritualismus vom «innern Wort» pocht dieser philosophische Zug von innen her an die Mauern des Dogmas, leise zwar und seiner geistesgeschichtlichen Bestimmung unbewusst, einmal diese Mauern durchbrechen und stürzen zu müssen. Wenn Zwingli auch die Ehre genießt, in deutlichem Zusammenhang mit der Aufklärung zu stehen, so hat doch nicht er, sondern Luther gefühlt, dass es sich in solchem Spekulieren um eine Gefahr für die «Offenbarung» handelte. Er macht Zwingli den Vorwurf des reinen Heidentums. Ohne Arg, völlig naiv antwortet der Zürcher: «Was verschlägt's übrigens, das Göttliche und Religiöse philosophisch zu nennen? Man müsste sich denn nicht scheuen, die Wahrheit verhasst zu machen, wenn man sie den Philosophen überlässt, ohne zu bedenken, dass die Wahrheit immer vom heiligen Geiste stammt.» Den hellen und bewussten Zwingli in dieser Weise auf Wegen wandern zu sehen, deren Ende er nicht absah, den klaren und nüchternen Mann schon unbewusst im Geiste jenes spätern Jahrhunderts, das sich stolz die Zeit der Aufklärung nannte, räsonnieren zu hören, sein Streben, in bloßer Analyse und Synthese von Vernunftbegriffen die Tiefen Gottes und der Welt zu erfassen: das ist für uns Spätere nicht nur ein reizvolles, sondern ein ergreifendes, zuweilen sogar rührendes Schauspiel.

Darum interessiert uns an Zwinglis Prädestinationslehre die eigentümliche Methode, sie aus einem reinen Vernunftdenken abzuleiten, seine kühle, überlegene Klarheit, die Ruhe, in der er vom leidenschaftlich bewegten Luther absticht. Aber trotz seinem lehrhaften Ton, das, was so wunderbar und erhaben ist, auch in seinem einfachen So-sein-müssen darzustellen, fühlen wir die religiöse Wärme und Tiefe, die hinter seiner Darstellung als das eigentlich Treibende steht. Der oberste Verstand hat ja alle Haare gezählt auf unserem Haupte, kein Sperling fällt zu Boden ohne die Vorsehung des Vaters. Das ist für ihn der sichere Harnisch, in dem er ganz getrost unter Christi Fahnen dient. «Die Vorsehung ordnet alles an, nicht nur Esau, keine Pflanze im Meer, kein Unkraut im Garten, keine Mücke in der Luft lebt oder stirbt ohne sie.» Wer glaubt, ist von Gott erwählt, vorherbestimmt zum Glauben; er kann nicht aus der Gnade herausfallen; wer nicht glaubt, der ist verworfen durch Gottes freie Wahl,

aber er ist doch in allem Tun von Gott getrieben, auch beim Verbrechen, sogar beim Vatermord.

Zwingli leitet in seiner gedächtnismäßig wiedergegebenen und erweiterten Marburgerpredigt (Zusammenkunft mit Luther 1529) die Vorsehung, oder, wie er nachher präziser sagt, die Vorherbestimmung, aus dem ontologischen und kosmologischen Gottesbegriff ab.

Aus dem Begriff des «Guten und Einen», des «höchsten Seins», folgert er in langen und gründlichen Ausführungen, «dass die Vorsehung notwendig ist und alles bewegt und anordnet.» Vorwärts und rückwärts wird der ontologische Zirkelschluss vollzogen, bis es wieder heißt: «So glaube ich, steht es fest: es gibt eine Vorsehung und muss sie geben.» Noch genauer wird die Vorsehung vom Begriff der Weisheit unterschieden, indem diese mehr die göttliche Potenz in sich fasst, Vorsehung aber das Handeln dieser Kraft bedeutet. «Wir definieren also: Vorsehung ist die dauernde und unveränderliche Regierung und Leitung aller Dinge.»

Auch indem Zwingli den Weg des kosmologischen Gottesbeweises geht, muss er auf die letzte Ursache stoßen, welche die Erde und die Sterne aus dem Nichts geschaffen hat. Alles Vergängliche und Begrenzte weist zurück auf «jenen ersten Bewege und Urheber aller Dinge, Gott und Vater». Direkt spinozistisch werden die Begriffe des ersten Seins und des Unbegrenzten dialektisch verwendet. «Da es nur ein einziges Unbegrenztes gibt, kann es außer diesem nichts geben..., es muss zweifellos hinsichtlich des Seins und der Existenz alles Gottheit sein, denn diese ist das Sein aller Dinge.» Mit schöner Weitherzigkeit anerkennt hier unser christlicher Theosophe den Ausdruck «natura» bei Plinius an, der mit diesem Namen die Alles treibende, einende und trennende Gottheit gemeint habe und diese Bezeichnung nur darum nicht wählte, weil sie durch die Vielgötterei seiner Zeit kompromittiert gewesen sei.

Und nun wird der Philosoph zum Prediger. Das helle, blendende Licht der Wahrheit gießt sich aus über die Schöpfung. Zwinglis frommer Sinn vereinigt sich mit einer entzückenden Beobachtungsgabe. «Nicht nur der Mensch ist göttlichen Geschlechts, sondern alle Kreatur.» Maus und Igel verkündigen durch ihre Gestalt und ihr Tun die Vorsehung. Wie in Erinnerung an seine Jugendzeit, da er hoch oben im Toggenburg am Fuß des Altmann und Säntis irgendwo versteckt auf der Lauer lag, wird das Tun des Murmeltiers und des Eichhörnchens mit anschaulicher Behaglichkeit geschildert. Aber nicht nur diese geringen Tiere, sondern die ganze Natur, Erde, Tau, Regen, die stumpfe, rohe und träge Masse der Berge selbst, lassen die Gegenwart der göttlichen Kraft spüren, durch

die sie sind. So ist Zwingli vom kosmologischen unversehens zum teleologischen Gottesbeweis übergeglitten.

Zusammenfassend schließt er die drei ersten Kapitel der erwähnten Schrift, der wir gefolgt sind, mit dem Satze: « Es gibt keinen Zufall und kein Ungefähr. »

Bevor wir nun zeigen, wie der Begriff der Vorsehung sich folgerichtig für Zwingli zusetzt in den der Prädestination, mag durch einen vom Zürcher selbst deutlich zum Ausdruck gebrachten Gegensatz zu den Wittenbergern noch genauer auf die Stimmung hingewiesen sein, welche der Vorsehungsglaube für unsren Reformator in sich schließt und um sich verbreitet.

Gerade wegen seiner philosophischen, stark intellektuell imprägnierten Haltung nimmt Zwingli eine ruhigere, abgeklärtere Stellung ein zum Gesetz und zur Sünde als Luther. Denn diese werden beständig auch unter der Vorsehung gesehen. Dabei wird das Gesetz in erster Linie positiv gewertet. Er kann nicht « wie gewisse hervorragende Männer » – gemeint sind die Wittenberger – bloß vom Schrecken, Verdammten und Richten des Gesetzes reden. Es ist ja seinem Wesen nach « Anlage, Wille, Natur Gottes selbst. » Durch Kundtun seines Willens legt Gott den Anfang zur Gotteserkenntnis. « Leitung durch die Vorsehung und Erziehung durch das Gesetz sind nicht zwei verschiedene Dinge. » Die Vorsehung gibt das Gesetz, damit es den Menschen regiere.

Aber diese Würdigung geht noch weiter. Wenn Luther von der Werkgerechtigkeit ausgegangen ist und in qualvollem Ringen erkannte, dass dieser Weg für ihn ungangbar war, so geht Zwingli deutlich vom Gottesbegriff aus, von der Vorsehung, und er hat damit einen Standort gewonnen, von dem aus er sozusagen Gott hinter die Kulissen schaut. Luther steht vor dem Gesetz, das ihn von der Gnade und Seligkeit trennt. Zwingli ist der höchsten Güte, Macht, Weisheit von Anfang theoretisch gewiss und begreift, wie sich dieselbe dem Menschen über den Weg des Gesetzes – mag's auch ein Umweg sein – erzeigen *musste*. Das Gesetz muss ja sein, sogar Gewalt, Ungerechtigkeit, Sünde müssen sein. Wie am Bittern das Süße erkannt wird, so an der Gewalt die Milde, an der Schuld die Unschuld. Engel und Mensch können die Gerechtigkeit nur erkennen an ihrem Gegensatz. « Im Augenblick der Übertretung schauten sie der Gerechtigkeit ins Antlitz. »

Auch hier geht Zwingli auf Pfaden, die in der deutschen Philosophie erst später von Jakob Böhme und Schelling wieder betreten wurden. Diese Verwandtschaft mit den Mystikern und Theosophen ist nicht

verwunderlich, wenn man bedenkt, wie Zwingli immer wieder⁷ « in der Be- trachtung der Gottheit, die gleichsam die sicherste Burg der Religion ist », sich zu vertiefen sucht und von da aus seine Probleme löst. So ruht denn gerade über der von Luther so schmerzvoll und heftig empfundenen Frage des Gesetzes bei Zwingli ein versöhnender, milder Glanz: Es muss alles so sein, auch da ist Weisheit zu bewundern. Diese Stimmung fußt aber auf seinem Vorsehungsglauben.

Wir wundern uns nun nicht mehr, wenn der Zürcher Reformator die Prädestination wie Luther in schärfster Form verkündigt. « Die Prä- destination ist die freie Bestimmung Gottes über uns ohne Rücksicht auf gute und böse Taten. » Sie ist ein freier, durch nichts weiteres be- stimmter Vorsatz des allwaltenden Willens, der niemand verantwortlich ist. Die Erwählten sind Exempel von Gottes Güte, die andern der Ge- rechtigkeit. Keine mittelbare Ursache, wie die menschliche Freiheit eine ist, kann den Beschluss Gottes umstoßen. Wie bei Luther ist der Glaube eine reine Gabe. Die Erwählung oder Verwerfung ist der Realgrund alles andern.

Der Gläubige hat für sich selbst die Gewissheit der Erwählung. « Ihre Erwählung ist nicht nur Gott bekannt, sondern den Erwählten selber auch. » Aber fern ist Zwingli nun allem plumpen Zählen des auserwählten Volkes. Auch nicht ein Gläubiger darf über einen andern das Verdam- mungsurteil fällen. Es gilt nicht das kategorische: Wer nicht glaubt, ist verdammt. Vielmehr das bis ans äußerste Ende hypothetische: « Wer hört, was es um den Glauben ist und ungläubig bleibt und ungläubig stirbt, den könnten wir vielleicht zu den Verdammten werfen. » So zeigt sich beim humanistischen Zwingli auch ein edler, humaner Zug. Und nicht schöner hätte er seine Aussagen über die Erwählung schließen können, als er es mit jener bekannten Schilderung in seinem Schwanen- gesang tat, da neben den Heiligen des alten und neuen Bundes, allen guten und frommen Seelen, auch Sokrates, Herkules, Theseus, Cato, und wie sie alle heißen, mit Christus im Reiche Gottes zu Tische sitzen.

III

Für Calvin ist ebenso wie für Zwingli die Lehre von der göttlichen Vorsehung die allgemeinere Voraussetzung der Prädestination. Der ge- samte Weltlauf wird aus dem machtvollen « quia ita vult » Gottes ab- geleitet. Immer wieder betont Calvin, dass Gott Wille ist, schaffender und sorgender Wille. Von diesem Willen weiß er sich überall sicher

geleitet, auch da, wo Not und Kampf zu bestehen sind, selbst wenn der Untergang droht. « Von der Vorsehung Gottes nichts zu wissen, ist der elendeste Zustand, der sich denken lässt; sie zu kennen, ist das höchste Glück. » Energisch wendet er sich aber gegen « die Verleumdung », der Vorsehungsglaube habe etwas mit dem Fatum der heidnischen Stoiker zu tun. Glück, Zufall, Schicksal sind Worte, die ein Christ nicht anerkennt; denn die Weltordnung wird nicht durch blinde naturhafte Gewalten geschaffen, sondern durch Gottes Willen, durch eine Persönlichkeit. Immer wird nun von Calvin betont, dass der Vorsehungsglaube nicht bloß ein Quietiv für den Menschen ist, sondern eine Kraft für den, der von der Vorsehung als Werkzeug ausersehen ist und durch den sie wirkt.

Schon in Calvins Ausführungen über die Providenz, einem der schönsten Teile seiner großen Dogmatik, fällt nun aber das Wort: « Als Hauptpunkt dieser Ausführungen sei festgehalten: da der Wille Gottes aller Dinge Ursache genannt wird, so habe ich seine Vorsehung als Lenkerin in allen Plänen und Werken der Menschen statuiert, so dass er nicht nur in den Erwählten, welche durch den hl. Geist geleitet werden, seine Macht ausübt, sondern auch die Verworfenen zwingt, ihm willfährig zu sein. »

Aber erst da, wo am Schlusse des dritten Buches der *Institutio* über der straffen und groß gegliederten Architektonik der Calvinischen Gedanken sich nun die Prädestinationslehre wie eine mächtige Kuppel erhebt, wird man sich so recht dessen bewusst, welche überragende Bedeutung sie für den Genfer hat. Jetzt hat man nicht das Gefühl, sie wölbe sich als notwendiger Abschluss über dem gewaltigen Bau, sondern von der krönenden Kuppel aus erscheinen nun Höhe und Festigkeit der tragenden Pfeiler und Mauern bestimmt. Weil Calvin ein so zentrales Interesse hat an der Prädestination, spricht er vorher dem Menschen schneidend jegliche Freiheit ab, und darum wird auch die Freiheit Gottes gesteigert bis zur Willkür. In der Tat erhält erst hier die Lehre über Gottes Wesen und Eigenschaften ihre endgültige Fassung, indem die Attribute der Gerechtigkeit und Gnade deutlich dem souveränen Willen untergeordnet werden.

Es wäre nun eine wohl durchzuführende, aber an dieser Stelle undankbare Aufgabe, im Einzelnen zu zeigen, wie in Calvins breiter Darlegung der Prädestinationslehre die wesentlichen Gedanken Luthers und Zwinglis aufgehoben und systematisch verarbeitet sind. Das reformatorische Verständnis der Schrift und Augustins bringen ja ganz von selber diese Übereinstimmung zustande. Es wäre auch ungerecht, wenn wir Calvin das tiefere religiöse Interesse, welches bei den zwei andern Reformatoren

aufgedeckt wurde, nicht auch zugestanden. Auch hinter den beiden klassischen Formeln Calvins steht Luthers Heilsgewissheit und Zwinglis männliche Tapferkeit, « unter dem Banner Christi zu dienen ». Sie hätten die Sache ganz gleich fassen können.

« Wir nennen Vorherbestimmung den ewigen Beschluss Gottes, nach welchem er bei sich festgesetzt hat, was er von einem jeden Menschen geschehen lassen wollte; denn sie werden nicht zur gleichen Bestimmung geschaffen, sondern den einen wird das ewige Leben, den andern die ewige Verdammung zugeordnet. »

« Wir sagen, was also die Schrift klar zeigt, dass Gott durch einen ewigen und unabänderlichen Beschluss einmal bestimmt habe, welche er einmal zum Heile annehmen wollte, und welche er dagegen dem Verderben weihen wollte. »

Das Heil ist freilich allen Menschen angeboten, aber gleichwohl bleibt die Schar der Auserwählten klein. Die allgemeine Berufung hat nun für die wirklich Erwählten die tröstliche Bedeutung, dass keine Sünde zu groß ist, als dass sie vergeben werden könnte. Bei den andern aber verschärft sie das Gericht, weil sie trotz der allgemeinen Einladung sich nicht zu Gott bekehren; und dies macht nun die Verwerfung erst recht gerecht. Wir dürfen allerdings hier nicht weiter fragen, was das für eine Gerechtigkeit sei, die den ausdrücklich und von vornherein zum Verderben bestimmten Menschen erst noch schuldig werden lässt. Da es ein Erwählter ist, der redet, liegt auch nicht jene Trauer über den Beschluss der « himmlischen Mächte » in Calvins Ausführungen, wie sie im Harfnerlied zum Ausdruck kommt:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr lasst den Armen schuldig werden,
Dann überlasst ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Eine eisige Kälte liegt über Calvins Ausführungen. Gott hat ^{so} ge-
handelt, weil er so wollte. Über seinem Willen gibt es kein Gesetz. Er kann mit Schweigen seine Ankläger zu Paaren treiben.

Wir brauchen von der Würdigung Calvins, die wir ihm in dieser Sache bereits zugestanden haben, nichts zurückzunehmen; aber wir werden doch das peinliche Gefühl nicht los, dass er, der die Prädestination als letzter der drei großen Reformatoren am konsequentesten lehrt, von ihrer Härte und Grausamkeit am wenigsten bewegt ist. Er gesteht etwa, dass es ein « schrecklicher Beschluss » sei, aber für die, welche das *decretum horribile* lästern, hat er die Schimpfnamen « Säue und Hunde » bereit. Auch Luther

und Zwingli ziehen sich bei den vernünftig-sittlichen Einwänden auf den Willen und die Ehre Gottes zurück; aber der Eindruck ist doch ein anderer. Immer sind solche Urteile subjektiv, aber man wird doch unter dem Vorbehalt, dass fließende Übergänge stattfinden, etwa das Folgende sagen können:

Luther und Zwingli gehen von andern Gesichtspunkten aus und werden, von eigenen und fremden Einreden gezwungen, auf die Prädestination gestoßen; Luther nach erfolgter Provokation und in ernstem Unmut, Zwingli sogar mit dem sarkastischen Bild vom Trinkgefäß und Nachtgeschirr, aber doch mit einem leisen Scherz. Für den Genfer ist aber die Ehre Gottes der Ausgangspunkt und er fordert um ihretwillen die Anerkennung des *decretum horribile*; in nichts zeigt sich Gottes Erhabenheit und Freiheit wie eben im Geheimnis der Vorherbestimmung.

Calvin hat die Prädestinationslehre nach allen Seiten hin durchdacht, nicht nur durchdacht, sondern auch durchlebt; er kennt nicht nur «ihren Nutzen, sondern auch die äusserst süße Frucht»; aber er ist doch imstande, sie in systematischer Reihenfolge zu entwickeln und mit größter Deutlichkeit steht sie vor ihm als Paradox. Dass er sich dabei nicht etwas unbehaglich fühlt, sondern zäh daran festhält, kennzeichnet ihn als dogmatischen Nachläufer. Zwingli sprengt gewisse Härten der Lehre durch seine Humanität, z. B. in der Hoffnung, unter den Seligen auch fromme Heiden zu finden. Soweit kann Calvin nicht gehen. Gerade dieser Stein des Anstoßes, «dass bis zur Ankunft Christi ungefähr 4000 Jahre verflossen, während das Licht des Heils allen Heiden verborgen blieb,» dass sie darum von ihm auf ewig ausgeschlossen sind, überspringt er mit dem Satze, dass sie des Heiles nicht würdig waren. Dass aber andere, die dessen auch nicht wert sind, gerettet werden, – «in dieser Verschiedenheit zeigt sich eine wunderbare Tiefe des göttlichen Gerichts.»

So ist es denn die Dunkelheit, das Numinose der Prädestination, in der er beharren und ruhen will. Was für die menschliche Vernunft ohne weiteres Ungerechtigkeit ist, das ist göttliche Gerechtigkeit, die eben ihr eigenes geheimnisvolles und unerforschliches Maß hat. Nicht das Irrationale der Gnade, sondern eine irrationale Gerechtigkeit, die von Menschen nur als Unrecht erkannt werden kann, entlockt ihm die Jubelrufe über das Erbarmen und die Tiefe der Weisheit Gottes, die der Apostel Paulus dann findet, wenn das vorläufig verworfene Judenvolk wieder eingebracht wird zum Heil. Es ist Epigonenlos, einen erst noch gangbaren Weg weiter zu verfolgen, bis er klar und unbestreitbar als Sackgasse endigt, und nun nicht umzukehren, sondern mit steifer

Zähigkeit im Absurden verweilend, aus der Not eine Tugend zu machen. Calvin wird denn auch nicht müde, immer neu zu versichern und zu fordern, dass der Mensch vor dem Geheimnis zu schweigen habe. Der mit jedem ethischen Denken in Konflikt geratende Ausdruck für die Ehre Gottes, die Prädestination, wird mit dem Nebel des «gelehrten Nichtwissens» umgeben. Wie die scharfe Felskante überm Wolkenmeer ragt das empor, was an der ganzen Sache geoffenbart ist. Wie tief der undurchdringliche Abgrund ist, der auf allen Seiten zu gähnen scheint, das weiß Calvin nicht; aber er deutet es mit schaudernder und ehrfurchtsvoller Gebärde an, wenn er Ausdrücke wie «geheimer Ratschluss Gottes», «unergründliche Verwerfung», «unerforschliche Erwählung», «unbegreifliche Vorherbestimmung» anhäuft.

*

Der weitere Verlauf der Dogmengeschichte hat nun freilich nach heftigen Widerständen auf reformierter Seite dazu gezwungen, dass man die Verschanzung hinter das «Geheimnis» aufgeben musste. Ein solcher Regress ins Numinose ist ja nie auf die Dauer möglich, wenn man nicht auf dem hochragenden, von der Vernunft zwar direkt unangreifbaren Felsenhorst geistig ausgehungert und von allem tapfern Denken isoliert werden will. Aber besser als dieses Los ist es ja, endlich wieder hinabzusteigen ins Tal und – um noch einmal an den Harfner und an Mignon zu erinnern – als Maultier im Nebel seinen Weg zu suchen. Diese Notwendigkeit zwingt sich allen auf, die aus der Höhe des Geheimnisses und des geoffenbarten Paradoxes herab verkündigen, sobald die Zeit an ihnen vorbeigeschritten ist und ihre eigenen stärksten Argumente sich gegen sie selber kehren. Auch die Vertreter der Prädestinationslehre haben es erfahren müssen, dass die entrüsteten Ausrufe Calvins, die Weltmenschen, die sein Lieblingsdogma nicht annähmen, zweifelten überhaupt an allen christlichen Wahrheiten, keinen oder nur einen schlechten Eindruck machten. Denn tatsächlich ist es so gekommen, dass gerade die zwei Beispiele, mit denen Calvin hier argumentiert, zugunsten seiner Gegner ausgeschlagen haben: die Frage der Trinität und der für Calvin gefährliche und lästerliche Zweifel daran, dass die Welt im Jahre 4000 vor dem Kommen des Erlösers geschaffen worden sei.

Unsere Pflicht aber ist es, ob der veralteten Hülle die großen positiven Werte nicht zu vergessen, welche für Luther, Zwingli und ausdrücklich auch für Calvin im Glauben an die Vorherbestimmung lebendig waren. Denn was sie bewog, auch hier wieder den größten Kirchenlehrer des

Altertums, Augustin, hervorzugraben, war ja nicht bloß scholastische Überlegung oder eine gefährliche, boshafte Schrulle, sondern die ganz persönliche Heilsgewissheit, die Erfahrung von der Gnade und ihrer Kraft zur Überwindung und Umgestaltung der Welt, wie sie ihnen vor allem an Paulus aufgegangen war. Übersieht man dies, so kann man vielleicht durch gehörige Abstriche links und rechts eine annehmbare, ungefährliche, jedenfalls aber auch langweilige Wiederbelebung des Prädestinationsdogmas zustande bringen. Das hat Schleiermacher getan. Er ließ die anstößige Verwerfung der Gottlosen fallen und zeigte, wie Gott beständig aus der Gesamtmasse des Menschengeschlechtes, das in Sünde liegt, die neue Kreatur hervorruft. Aber nicht die Auffüllung alter Begriffe mit neuem Gehalt ist das Schönste an seiner Darstellung der alten Lehre; das Positivste ist vielmehr seine Kritik, indem er in edler Humanität auf das Mitgefühl hinweist, welches in der Erinnerung an die Verlorenheit anderer keine Ruhe findet und eine Seligkeit bloß für einen Teil der Menschen ausschließt.

Unser Zeitalter zeigt wie auf andern Gebieten auch in der Theologie Restaurationsgelüste. Um die matte Halbheit Schleiermachers in unserer Frage zu vermeiden und etwas Robustes in die Welt zu setzen, nach dem überall so großes Verlangen herrscht, hat man auch hier neuerdings Kritik, Vernunft, « sentimentale Humanität » und dergleichen beiseite geschoben, um zur « reinen Sachlichkeit » der Reformatoren zurückzukehren. Mit einiger dialektischen Gewandtheit und ein paar handfesten Umdeutungen lässt sich das gewiss machen, sogar so, dass man einige Verwunderung erregt und nicht wenig Staub aufwirbelt. Es heißt jetzt, alles was hebräisch, griechisch und lateinisch über den verworfenen Esau und den erwählten Jakob geschrieben steht, stimme; nur sei Jakob zugleich Esau und der Verworfene zugleich der Erwählte. Doch dürfte es sich bei solcher Auffrischung eher um eine « Posse, als um die Sache » handeln; und mit Recht wird man auch von der Theologie verlangen, dass sie einmal aufhöre mit dem stillschweigenden und geistreichen Umdeuten alter Formeln.

Wertvoll aber ist der von Schleiermacher geäußerte kritische Gedanke, dass das Mitgefühl die ganze Menschheit von oben nach unten verbindet. Wenn einer verloren ist, so ist auch bei allen andern kein Heil möglich. Das müssen wir entschlossen und bis zuletzt als ethische Forderung aufrecht halten. Gerade in der Verfolgung dieser sittlichen Kritik finden wir dann vielleicht den Anschluss an die Quellen des Trostes und der Kraft, die ehemals in den Kanälen des Prädestinationsdogmas fluteten.

Da machte der einzelne die Erfahrung, wie er persönlich in der Welt des Todes und der Sünde berufen wird, wie ihm ein Werk aufgetragen, ihm Menschen aufs Gewissen gelegt werden, wie er aber auch geschützt wird und sich in Versuchungen, in Müdigkeit und Rückfällen immer wieder erheben darf.

Dafür sind die Reformatoren – und hier geben wir unbedenklich und freudig Calvin und seinen Hugenotten den Vortritt – die am nächsten liegenden Beispiele. Immer stehen sie da als ein großes Schauspell, weil sie von der Gewissheit getragen wurden, dass Gottes Gnade auf sie persönlich gerichtet war und durch sie Heil schaffen wollte. « Ich habe dich erwählt, du bist mein. » « Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt. » Dahinter steckt vielleicht eine anthropomorphe Vorstellung von Gott; aber ist sie nur recht kräftig, so hat sie gewiss ihr Recht. Denn Gott ist nicht eine abstrakte Norm und keine Quintessenz, sondern ethischer Wille, rettende, suchende Person; und er bildet Willen und schafft Personen « nach seinem Bilde ».

Diese lebendige und immer auferbauende Tatsache durchstrahlt schließlich auch die starr und fremd anmutende Dogmatik der drei großen Reformatoren, in welcher die Lehre von der Vorherbestimmung einen zum Teil überragenden Platz einnimmt.